



Wie aus einem Albtraum: Fingerbild von Louis Soutter.

## Im Herzen der Finsternis

Daniel Weber

Michel Layaz: Louis Soutter, sehr wahrscheinlich. Aus dem Französischen von Yla M. von Dach. Die Brotsuppe. 248 S., Fr. 31.90

Was für eine irrlichternde Lebensgeschichte, die Michel Layaz in seinem biografischen Roman über Louis Soutter erzählt! Kunstinteressierte kennen Soutter als bedeutenden Vertreter der Art brut, dessen kraftvoll archaische, mit den Fingern gemalte Bilder von den Qualen einer Existenz zeugen, die einen erschauern lassen. Soutter stand in seinem Leben alle Türen offen, aber eine um die andere schloss sich, bis ihm nur das Zeichnen blieb, «um die Welt in Besitz zu nehmen, sie in einen Traum zu verwandeln».

Louis Soutter wurde 1871 in eine wohlhabende protestantische Familie in Morges im Kanton Waadt geboren. Der Vater war Apotheker, die Mutter Musikerin, Louis ein hochbegabtes Kind, dem eine Karriere als Geiger vorgezeichnet schien. Aber er brach sein Musikstudium in Brüssel ab, um sich in Lausanne, Genf und Paris als Zeichner und Maler auszubilden. 1897 zog er mit seiner Frau Madge Fursman, die er in Brüssel am Konser-

vatorium kennengelernt hatte, in die USA. In ihrer Heimatstadt Colorado Springs hatte er beachtete Ausstellungen und wurde von der Universität zum Leiter des Art Department berufen.

So viel erfahren wir in Layaz' Roman auf den ersten zwanzig Seiten. Der Westschweizer Schriftsteller ist kein akribischer Biograf, sondern ein Meister der erzählerischen Ökonomie, der mit poetischer Einfühlsamkeit die Momente erspürt, in denen Soutters Leben wieder eine Wendung nahm. Die chronologisch erzählten kurzen Kapitel sind mit Monat und Jahr überschrieben, und mangelnde biografische Faktentreue kann man Layaz wohl nicht vorwerfen. Aber es gelingt ihm etwas viel Anspruchsvolleres: Er dringt vor ins Innere seiner Figur, zu ihrer Tragik und ihrer Grösse.

### Von einer Leere in die andere

Früh zeichnet sich ab, dass Louis Soutter nicht einen geradlinigen Weg gehen wird. Schon als Schüler ist er ein Einzelgänger, der sich nicht zugehörig, «niedergeschlagen und beklommen» fühlt, der es sich übelnimmt, seiner Mutter nicht besser zu gefallen. Dass er es in den USA nicht aushält – dass er sich nicht aushält –, an der Seite seiner Frau, einer modernen Amerikanerin mit Ehrgeiz für zwei, ist nicht überraschend. An den mondänen Partys hat er «das Gefühl, von einer Leere in die andere zu laufen», und je weniger er Madge zu

genügen vermag, desto mehr verdüstert sich sein Gemüt, zerfliesst ihm die Welt.

«Er fragte sich, wie lange Madge es noch schaffen würde, ihn zu lieben, diese ausfasernde Verbindung tapfer aufrechtzuhalten.» Worauf es beiläufig heisst: «Hätte er sich gewundert, wenn man ihm geantwortet hätte, fast drei Jahre.» Solche Vorgriffe sind das Stilmittel, mit dem Layaz die Chronologie des Erzählten immer wieder aufbricht – sie vermitteln eine Ahnung des Unausweichlichen, das über Louis Soutters Schicksal zu liegen scheint. Nach Louis' Abreise zurück nach Europa lässt sich Madge scheiden, nimmt ihren Namen wieder an und trägt sich im Gemeinderegister ein als «Witwe von Louis Soutter».

Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos. Das Leben hat ihn im Stich gelassen, wie ein

*Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos.*

Schiffbrüchiger rettet er sich nach Hause, zur Familie nach Morges. Er beginnt wieder Geige zu spielen, zunächst erfolgreich, als Mitglied des Theaterorchesters in Genf und des Sinfonieorchesters in Lausanne, aber seine Aussetzer häufen sich; übermannt von Gefühlen, bricht er mitten im Spiel ab. Man verliert die Geduld mit ihm, es bleiben ihm Auftritte mit

Tanzorchestern und als Kinomusiker, der Stummfilme begleitet.

### Im Vorzimmer des Todes

Der unaufhaltsame Abstieg hindert ihn nicht daran, auf grossem Fuss zu leben. Wie ein «geschniegelter Landstreicher» wirkt er, die Rechnungen für seine Massanzüge lässt er seinem Bruder schicken – bis die Familie entnervt ein Inserat ins Amtsblatt setzen lässt, man werde Louis' Einkäufe künftig nicht mehr bezahlen, und ihn schliesslich unter Vormundschaft stellen lässt.

1923, Louis Soutter ist 52, weisen ihn seine Verwandten gegen seinen Willen ins Altersheim von Ballaigues im Waadtländer Jura ein, wo er die letzten neunzehn Jahre seines Lebens verbringt. Diesen Jahren widmet Layaz den zweiten Teil seines Romans. Im Altersheim, diesem beklemmenden «Vorzimmer des Todes», findet Soutter zurück zum Zeichnen, obsessiv füllt er zahllose Blätter mit Zeichnungen jenseits aller künstlerischen Konventionen; manchmal benutzt sie die Heimleiterin, um den Ofen anzufeuern. Dazwischen unternimmt Soutter lange Wanderungen, auf denen er sich «von der Landschaft einsaugen» lässt, immer noch von heruntergekommener Eleganz, ausgemergelt und knochig, mit Anzug, Hut und Handschuhen. Er sieht aus «wie eine Spukgestalt, die in diesen Jurahöhen umgehen könnte».

Soutter war nicht ein verkanntes Genie. Es gab durchaus Zeitgenossen, die seine Bedeutung erkannten, allen voran sein berühmter Coucousin Charles-Edouard Jeanneret, der Architekt, der sich Le Corbusier nannte. Auch der Schriftsteller Jean Giono besuchte ihn, voller Bewunderung für die pulsierende Intensität, die von Soutters Zeichnungen ausging. Zeichnungen, die Layaz mit grossartig dynamischen Beschreibungen zum Leben erweckt (brillant übersetzt von Yla M. von Dach). Er entlockt ihnen Wahrheiten, die tiefer sind als biografisch Beglaubigtes: Sie «lüften den Schleier über seiner Finsternis». Das gilt vollends für die Werke der letzten Jahre, die Soutter mit den Fingern malte, die er in Tinte, Schuhcreme oder Autolack tauchte, um seine Dämonen mit unmittlbarer Wucht aufs Papier zu bringen.

Michel Layaz ist ein bewegendes Porträt gelungen, das den Leser nicht mit der resignierten Einsicht zurücklässt, «dass man allein ist auf der Welt und dass kein Wunder geschehen wird». Bei aller Traurigkeit feiert sein Buch die ungestüme schöpferische Kraft eines zutiefst tragischen Künstlers. Es endet mit einem Epilog, in dem Layaz imaginiert, wie Soutter kurz nach der Ankunft in Ballaigues im Dorfladen Schulhefte kauft und in seinem Zimmer im Altersheim wie im Fieber zu zeichnen anfängt: In der Unfreiheit, «unter Aufgabe sämtlicher Hoffnungen», beginnt er mit «der Erkundung einer Welt, die ihn befreien sollte».

## Louise Glück

### Das Schöne und Wahre

#### Langdon Hammer

Als die diesjährige Nobelpreisträgerin Louise Glück 2015 von Barack Obama die National Humanities Medal erhielt, nahm der Präsident der Vereinigten Staaten sie bei der Zeremonie beiseite, um sie zu ihren Turnschuhen zu beglückwünschen. Wer trägt Turnschuhe im Weissen Haus? Die Kombination aus Chic und Frechheit, die lässige, aber entschlossene Selbstsicherheit sagt etwas über diese Dichterin aus.

Glücks Schreibstil ist genauso unverwechselbar. Ihre Poesie, die aus einer täuschend einfachen Sprache besteht, ist gemessen, in allen Bedeutungen dieses Wortes. Aber sie ist auch zu einer mitreissenden Lyrik fähig, da sie sich immer wieder zu den grossen Themen der poetischen Tradition emporschwingt: Zeit, Kunst, Liebe, die Jahreszeiten, Erinnerung, Familie, die Gemeinschaft und der Tod.

Die Syntax ist der Schlüssel zu ihrer poetischen Kraft. Glücks Sätze entfalten sich mit dem perfekten Timing eines bissigen jüdischen Komikers. Man hat bei ihr nicht den Eindruck von Zögerlichkeit, sondern von ständigem Abwägen, da sie die Wahrheit dessen, was sie sagt, und die Angemessenheit der Art und Weise, wie sie es sagt, laufend überprüft. Gelassen und geduldig findet sie das Drama in der Untertreibung.

#### Dreizehn Gedichtbände

Ihre Kindheit in Long Island, ihre Erfahrung als Patientin mit der Psychoanalyse und ihre intimen Beziehungen – als Geliebte, Schwester und Mutter – sind die Quellen ihrer Poesie. Sie spricht als jemand, der mentalen und emotionalen Schmerz aus erster Hand kennt. Aber sie ist keine Bekenntnis-Dichterin. In «The Untrustworthy Speaker» warnt sie uns: «Man kann mir nicht trauen. / Denn ein verwundetes Herz / ist auch ein verwundeter Geist.»

Tatsächlich bezieht sich das «Ich» in Glücks Poesie selten einfach auf sie selbst. Wie T. S. Eliot, ein anderer mit dem Nobelpreis ausgezeichnete anglophoner Dichter, ist Glück nicht nur eine Meisterin der subjektiven Lyrik, sondern auch des dramatischen Monologs. Durch ihn wird sie Teil imaginärer Gemeinschaften und erfundener Leben; sie bewohnt das Anderssein wie eine Romanautorin, um Gemeinsamkeiten des menschlichen Fühlens und Erlebens zu finden und



Mit Turnschuhen ins Weisse Haus: Nobelpreisträgerin Glück.

zu artikulieren. Seit ihrem Debüt «First-born» (1968) hat Louise Glück dreizehn Gedichtbände veröffentlicht. Jeder ist ein eigenständiges, in sich schlüssiges imaginatives Projekt. Das Buch ist ihre Masseinheit, und wenn sie mit einem fertig ist, muss sie oft lange, quälend lange warten, bevor sie wieder Gedichte schreiben kann. Wie man nach dem Schweigen Sprache und Ausdruck zurückgewinnt, Verzweiflung und Erstarrung überwindet – das ist das Thema des Titelgedichts in «The Wild Iris» (1992). Hier spricht Glück zu uns mit der Stimme einer Blume, die in hinreissender Farbenpracht erblüht, nachdem sie «begraben in der dunklen Erde» war.

*Euch, die ihr euch an die Reise  
aus der anderen Welt nicht erinnert,  
sage ich, ich konnte wieder sprechen: was immer  
zurückkehrt aus dem Vergessen, kehrt zurück  
um eine Stimme zu finden:  
aus der Mitte meines Lebens sprang  
eine hohe Fontäne, tiefblaue  
Schatten auf Meeresazur.*

In einer Zeit, in der in den USA die Sprache entwürdigt und gemeinhin dazu benutzt wird, zu lügen und zu drohen, sollten wir diese Dichterin feiern, die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hat, die Sprache präzise zu verwenden, um zu heilen und Dinge zu sagen, die schön und wahr sind.

Langdon Hammer ist Professor für Englisch an der Yale University in New Haven, Connecticut.

# Verzichten ist langweilig

Rainer Hank

Andrew McAfee: Mehr aus weniger.  
DVA. 384 S., Fr. 38.90

Am 22. April 1970 begingen die Vereinigten Staaten ihren ersten «Tag der Erde» («Earth Day»). Im ganzen Land fanden Tausende von Demonstrationen statt, viele davon an den Hochschulen. Der Tag gilt als «Geburtsstunde der modernen Umweltbewegung». Die Rede von den «Grenzen des Wachstums» wurde zum populären Schlachtruf aller Öko-Apokalyptiker – bis heute.

Auch für Andrew McAfee markiert der 22. April 1970 eine Zäsur, freilich keine apokalyptische. McAfee, Direktor der «MIT Initiative on the Digital Economy» in Cambridge, Massachusetts, wurde vor fünf Jahren berühmt mit einem Buch über das «Zweite Maschinenzeitalter», in dem er die säkularen Veränderungen unserer Welt durch künstliche Intelligenz und Robotisierung beschreibt.

In seinem jetzt auf Deutsch vorliegenden neuen Buch «Mehr aus weniger» («More from Less») setzt der Wissenschaftler zu einem fulminanten Lob des Kapitalismus an und zu einer Verteidigung der Marktwirtschaft gegen ihre ständig mehr werdenden Kritiker.

## Wachstum und Wohlstand

Grob zusammengefasst lautet die These: Anders als es die gängige grün-linke Meinung behauptet, schaufelt der Kapitalismus sich nicht sein Grab durch ausbeuterischen Ressourcenverbrauch. Ganz im Gegenteil besitzt er die Fähigkeit, mit immer besserer Technologie und immer weniger Ressourcen immer mehr Wachstum und Wohlstand zu schaffen. Die freudige Botschaft lautet also: Wir und unser Planet werden überleben, ohne dass wir dafür Verzicht üben müssen. Es ist eine Botschaft, die dem Zeitgeist öko-protestantischer Umweltaskese fundamental widerspricht.

McAfee räumt ein, dass der Malthusianismus für die vielen notorischen Pessimisten seine Attraktivität bis heute nicht verloren hat. Das mag daran liegen, dass der britische Ökonom und Theologe Reverend Thomas Robert Malthus (1766–1834) bis in das frühe 19. Jahrhundert mit seiner Theorie tatsächlich recht behielt: Während die Bevölkerung sich exponentiell vermehrte, nahm die Menge der Nahrungsmittel lediglich linear zu, was regelmässig zu schlimmen Hungersnöten führte. Erst die industrielle Revolution bescherte der Menschheit einen Produktivitätsschub, der Wachstum verbunden mit steigenden Löhnen für die arbeitende Klasse zur Folge hatte



*Optimist in der Defensive:* Forscher McAfee.

und eine ständig grösser werdende Weltbevölkerung zu ernähren vermochte.

Der Preis dieses kapitalistischen Erfolgs war freilich ein riesiger Ressourcenbedarf, der den Malthusianismus in neuem Gewand bis heute wiederauferstehen lässt: Eines Tages, so lau-

*Bei aller Begeisterung für den Kapitalismus ist McAfee kein naiver Marktradikaler.*

tet die Drohung, würden alle Rohstoffe aufgebraucht sein; dann werde sichtbar, dass die Menschheit mit ihrer Wachstumsideologie am Ende sei.

Doch – o Wunder – so ist es nicht gekommen: Längst hat der Rohstoffverbrauch seinen Zenit überschritten, während der Wohlstand weiterwächst. Wachstum korreliert nicht mit steigender Zerstörung unseres Planeten. Die Halbleiterindustrie des digitalen Zeitalters beruht schlicht auf der kreativen Verarbeitung von Sand, von dem es sprichwörtlich genügend

gibt am Meer: Silizium, nach dem Sauerstoff das zweithäufigste Element der Natur, wird zur Grundlage der Speicherchips.

Die Behauptung, der Rückgang des Ressourcenverbrauchs gründe auf Konsumverzicht, mehr Recycling oder rigider Familienplanung, verweist McAfee in das Reich der Märchen. Das Effizienzprinzip des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs selbst war es, das die Unternehmen zwang, nach besseren Herstellungsmethoden für ihre Produkte zu suchen. Dadurch wurde ein Prozess der «Dematerialisierung» losgetreten, der es möglich macht, dass wir immer mehr konsumieren können, während wir dafür zugleich immer weniger Ressourcen brauchen.

Bei aller Begeisterung für den Kapitalismus ist McAfee kein naiver Marktradikaler. Metaphorisch nicht ganz glücklich spricht er von den «vier Reitern des Optimismus» (im Gegensatz zu den vier apokalyptischen Reitern in der Bibel): technologischer Fortschritt, Kapitalismus, öffentliche Aufmerksamkeit und reaktionsfähiges Regieren. Die letzten beiden

Reiter machen deutlich, dass Zivilgesellschaft und Politik nicht nur Zuschauer des marktwirtschaftlichen Prozesses sind.

Insbesondere bei externen Effekten (einer Form von Marktversagen) der Umweltverschmutzung oder der Erderwärmung plädiert McAfee wie die meisten liberalen Ökonomen für eine Öko-Steuer oder die staatliche Anordnung eines klugen Emissionshandels. Dem müsste auch die Klimabewegung von Greta Thunberg zustimmen können. Ablehnung dürfte indessen sein Plädoyer für grüne Gentechnologie oder mehr Atomstrom erfahren, eine Massnahme, die McAfee die «wichtigste Waffe im Kampf gegen die Erderwärmung» nennt.

Wenn der Eindruck nicht trügt, dann sind Optimisten wie McAfee (zusammen etwa mit Steven Pinker, Hans Rosling oder Max Roser) im öffentlichen Diskurs derzeit deutlich in der Defensive. Die vielen Daten, Fakten, naturwissenschaftlichen und ökonomischen Studien, die McAfee leicht lesbar und in unaufgeregtem Ton präsentiert, sind allesamt nicht neu, beruhen auch nicht auf eigener Forschung. Das freilich ist kein Tadel, im Gegenteil: Genau solch eine Zusammenschau hat uns bislang gefehlt.

## Eisbären, Füchse, Haie

Anton Beck

Joachim B. Schmidt: Kalmann.  
Diogenes. 352 S., Fr. 33.90

Kalmann ist ein untypischer Held für einen Skandinavien-Krimi. Anders als bei Stieg Larsson oder Henning Mankell ist er kein versoffener Polizist oder unnachgiebiger Journalist, sondern der etwas bemitleidenswerte Dorftrötel von Raufarhöfn, einem Dorf in Island. Kalmann selbst bezeichnet sich als Sheriff, doch die meiste Zeit ist er damit beschäftigt, Polarfüchsen nachzujagen oder stinkenden Gammelhai zu verarbeiten. Als er dann aber auf eine Blutlache stösst, der lokal angesehene Róbert McKenzie verschwindet und dessen Arm später im Magen eines Hais gefunden wird, entspinnt sich ein solider Krimi-Plot rund um eine Drogenlieferung und zwischenmenschliche Abgründe.

Die konstant naive Weltsicht des Ich-Erzählers Kalmann langweilt gelegentlich, wenn er monotone Sätze aneinanderreihet: «Meine Mutter mochte Tee. Ich mag eigentlich lieber Kaffee. Aber nur mit Milch und viel Zucker. Das wissen die meisten, die mir Kaffee servieren. Das muss ich meistens gar nicht mehr sagen. Aber Tee mag ich auch.» Doch im Roman tauchen dafür spannende Motive auf, zum Beispiel der Mythos, dass ein Eisbär von Grönland nach

Island geschwommen sei und den Bewohnern von Raufarhöfn gefährlich werden könne; er findet in einer gekonnt entworfenen Szene einen Abschluss.

Das Schönste an «Kalmann» sind die Nebenhandlungen, etwa die Jagd nach einem Polarfuchs namens «Schwarzkopf», der Kalmann den ganzen Roman über nicht loslässt. Oder Kalmanns stetig wiederkehrende Verlegenheit, wenn es darum geht, mit einer Frau zu sprechen. Diese präzise gesetzten, miteinander verwobenen Szenen bringen einen angenehmen Fluss in die Lektüre.

### Nordic-noir-Kunstgriffe

Joachim B. Schmidt, ein Bündner Journalist, der vor dreizehn Jahren nach Island auswanderte, liefert mit seinem vierten Roman einen überraschend eigenständigen Skandinavien-Krimi. Nur selten greift er auf etablierte Nordic-noir-Kunstgriffe zurück. Etwa auf die im Genre bekannte Figur des asozialen

*Das Schönste an «Kalmann» sind die Nebenhandlungen, etwa die Jagd nach einem Polarfuchs.*

Hackers, der sich von der Aussenwelt abschirmt und nur an seinem Computer zur Höchstform findet. Bei Schmidt heisst diese Person Nói, agiert versteckt hinter einem Laptop und hilft Kalmann dabei, die Puzzleteile rund um McKenzies Verschwinden zusammensetzen.

Insofern wagt sich Schmidt mit seinem «Kalmann» nicht in allzu unbekanntes Gewässer, liefert alles in allem aber einige unterhaltsame Lektürestunden. Und er weckt auch die Lust, Island trotz Kälte, Dunkelheit und Entfernung, trotz Füchsen, Eisbären und Haien einmal zu bereisen.



„Für den Designerschornstein muss ich Ihnen leider etwas mehr berechnen.“



## Die Bibel Einbussen hinnehmen

*Er aber sprach zu ihr: Das Gute nehmen wir an von Gott, und das Böse sollten wir nicht annehmen? Bei alledem sündigte Hiob nicht mit seinen Lippen (Hiob 2, 10).* – Das Gute im Leben Hiobs waren sein solider Charakter, seine zwölfköpfige Familie, riesige Tierherden sowie ein reges Sozialleben mit grosszügigen Einladungen. Das Böse waren feindliche Überfälle, Terrorismus, Blitzschlag und Unwetter bis hin zum Tod seiner Kinder und zum Totalverlust der Güter. Hinzu kamen Krankheiten. Der Satan hatte ihm dies – mit Gottes Zustimmung – eingebrockt, um zu beweisen, dass Hiob in der Krise Gott verfluchen würde. Selbst seine Frau verspottete seine Frömmigkeit. Aber der Satan verlor die Wette.

Die Erzählung wirft die Frage auf, ob ein Mensch inmitten von bösen Schicksalsschlägen an den «lieben Gott» glauben kann. Modern zugespitzt: Kann man nach Auschwitz noch beten? Viele konnten es nicht, verständlicherweise. Andere beteten noch nahe der Gaskammern. Das menschliche Verhalten im Völkermord und in der Katastrophe lässt sich schlecht voraussagen. Es ist unberechenbar, selbst bei mildereren Rückschlägen.

Hiob einfach so als Vorbild hinzustellen, wäre plump. Eine Annäherung kann jedoch gelingen. Zunächst dies: Auch die längste prosperierende Phase dauert nicht ewig. Niedergänge und Zusammenbrüche sind das Normalste der Welt – mit oder ohne Satan. Bewahren die Menschen dabei ihre Friedfertigkeit? Sind meine Überzeugungen und Ideale belastbar? Paulus ruft dazu auf, zu haben, als hätte man nicht (1. Korinther 7, 30f.). Man möge sich also im Voraus von den Annehmlichkeiten geistig freistrampeln. Um mit Abstürzen zurechtzukommen, braucht es eine solide innere Haltung. Ich bin zuversichtlich, dass unsere Gesellschaft sie nicht völlig verlernt hat.

Peter Ruch